

HEYNE <

Das Buch

Jahrelang hat der dreizehnjährige Phillip auf der Straße gelebt und sich mit Diebstahl, Einbruch und Prostitution über Wasser gehalten. Als ihn das Ärzteehepaar Stella und Ray Quinn adoptiert, ändert sich sein Leben auf einen Schlag: Von nun an lebt er in einer warmherzigen, fröhlichen Familie, mit zwei Brüdern, die ebenfalls adoptiert sind und aus ähnlichen Verhältnissen stammen, und darf endlich zur Schule gehen und etwas lernen. Siebzehn Jahre später – die Adoptiveltern sind mittlerweile beide gestorben – hat Phillip eine beachtliche Karriere hinter sich und arbeitet bei einer Werbeagentur. Ray hat seinen drei Söhnen ein ungewöhnliches Vermächtnis hinterlassen: Sie sollen sich um den zehnjährigen Seth kümmern, einen Jungen, der Phillip sehr an seine eigene schwierige Jugend erinnert. Gemeinsam kämpfen die drei Brüder um das Sorgerecht für das Kind, denn sie wissen, dass Seths Mutter eher am Geld als an dem Jungen gelegen ist.

Da kommt die Bestsellerautorin Sybill in die Stadt, die eine geheimnisvolle Verbindung zu dem kleinen Seth hat. Sie will unbedingt verhindern, dass Seth von Phillip und seinen Brüdern adoptiert wird ...

Die Autorin

Nora Roberts zählt zu den erfolgreichsten Autorinnen Amerikas. Seit 1981 hat sie über 200 Romane veröffentlicht, die in knapp 30 Sprachen übersetzt wurden. Für ihre internationalen Bestseller erhielt sie nicht nur zahlreiche Auszeichnungen, sondern auch die Ehre, als erste Frau in die Ruhmeshalle der Romance Writers of America aufgenommen zu werden. Nora Roberts lebt in Maryland.

NORA ROBERTS

HAFEN DER TRÄUME

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Elisabeth Schulte-Randt
und Traudl Perlinger

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe
INNER HARBOR

Deutsche Erstausgabe 5/2000

18. Auflage

Copyright © 1999 by Nora Roberts

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2000 by

Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

www.heyne.de

Mitarbeit an der Übersetzung: Ulrike Laszlo

Redaktion: Verlagsbüro Dr. Andreas Gößling und Oliver Neumann GbR

Umschlagillustration: Stone/Laurence Monneret, München

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

eISBN 978-3-641-09184-2

Liebe Leserin, lieber Leser,

mit dem Wort ›Zuhause‹ verbinden wir die unterschiedlichsten Dinge. Kindern ein Zuhause zu bieten, kann gleichzeitig Herausforderung und Freude bedeuten. Die Glücklichen unter uns hegen lieb gewordene Erinnerungen an den Ort, an dem sie aufgewachsen sind, mit seinen Traditionen und Gewissheiten. Der Roman *Hafen der Träume* handelt davon, sein Zuhause zu finden und es zu bewahren, für sich und die nächste Generation.

Durch Ray und Stella Quinn hat Phillip eine zweite Chance im Leben erhalten. Er hat nie vergessen, was diese zwei Menschen für ihn getan haben. Zusammen mit seinen Brüdern Cameron, Ethan und nun auch Seth ist Phillip bemüht, das gemeinsame Zuhause der Kindheit zu erhalten und ein Versprechen einzulösen, das er dem Mann gegeben hat, den er liebt. Phillip genießt sein Leben in Baltimore, die Museen, die Restaurants und die vielfältigen Begegnungen, aber er wird das gegebene Versprechen halten, auch wenn er seine Zeit aufteilen muss zwischen der Stadt und einem kleinen Ort an der Küste von Maryland, wo er Boote baut und einen Jugendlichen bei seinen Schulaufgaben betreut.

Ein Zuhause für seine Söhne, für alle seine Söhne, das hatte Ray schaffen wollen. Um dieses Versprechen zu halten und das gemeinsame Zuhause zu bewahren, muss Phillip den Jungen akzeptieren, den Ray in sein Leben und das seiner Brüder gebracht hat, und er bekommt es mit einer attraktiven Frau zu tun, deren Geheimnis das Leben aller Quinns verändern wird. Diese Frau braucht Phillips Vertrauen und sein Herz.

Um den Namen ihres Vaters rein zu waschen und ein

Versprechen zu halten, das ihnen heilig ist, arbeiten die Quinns zusammen und beweisen, dass sie eine wirkliche Familie sind, zusammengeführt durch das Schicksal und die Großherzigkeit eines außergewöhnlichen Elternpaares.

Nora Roberts

Für Elaine und Beth, die in schwesterlicher Hingabe
verbunden sind, auch wenn sie keine Spitzenkleider
tragen oder brave Lieder singen.

PROLOG

Phillip Quinn starb im Alter von dreizehn Jahren. Da das überarbeitete und unterbezahlte Personal in der Notfallaufnahme des Baltimore City Hospital ihn jedoch nach neunzig Sekunden ins Leben zurückholte, war er nicht lange tot.

Für Phillip dauerte der Zustand lange genug.

Was ihn – für kurze Zeit – tötete, waren zwei Geschosse vom Kaliber 25, durch das geöffnete Seitenfenster eines gestohlenen Toyota Celica abgefeuert aus irgendeinem billigen Gewehr. Abgedrückt hatte ein guter Freund, soweit ein dreizehnjähriger Dieb auf den heruntergekommenen Straßen von Baltimore überhaupt jemanden für seinen Freund halten kann.

Die Kugeln verfehlten sein Herz nur knapp. Aber zum Überleben hatte es gerade gereicht, dachte Phillip später.

Das junge kräftige Herz, das auf traurige Weise abgestumpft war, schlug noch und pumpte sein Blut über die benutzten Kondome und Crackampullen in der stinkenden Gosse an der Kreuzung zwischen Fayette und Paca Road.

Der Schmerz hatte sich wie Spitzen scharfer Eiskristalle in seine Brust gebohrt. Es war ein gemeiner Schmerz, der ihn hinderte, in die alles auslöschende Bewusstlosigkeit zu versinken. Phillip lag hellwach auf dem Straßenpflaster und hörte die Schreie anderer Opfer und unbeteiligter Zeugen, kreischende Bremsen, das Geräusch startender Motoren und sein eigenes abgerissenes Keuchen.

Gerade eben hatte Phillip ein paar Elektronikgeräte an einen Hehler verkauft, die Beute aus einem Einstieg

im dritten Stock, keine vier Blocks von hier. Mit den zweihundertfünfzig Dollar in der Tasche war er die Straße entlanggeschlendert, auf der Suche nach einem Dealer für ein Päckchen Heroin, das ihm die Nacht durchzustehen half. Phillip kam frisch aus dem Jugendgefängnis, wo er neunzig Tage Arrest abgesessen hatte, für einen anderen Einbruchdiebstahl, der mies gelaufen war. Deswegen brauchte er jetzt Bares.

Dann schien das Glück ihn verlassen zu haben.

Später würde er sich daran erinnern, dass er nur noch gedacht hatte: Scheiße, tut das weh, verdammt weh! Offenbar war er ins Schussfeld geraten. Die Kugeln hatten gar nicht ihm gegolten. In den wie in Zeitlupe ablaufenden drei Sekunden, bevor die Schüsse losgingen, hatte Phillip die Farben der Gang aufblitzen sehen. Es waren die Farben seiner eigenen Leute, einer der vielen Banden in der Stadt. Manchmal zog Phillip mit ihnen durch die Straßen und Gassen der City.

Wäre er nicht gerade aus dem Knast gekommen, hätte Phillip sich kaum an der besagten Straßenecke sehen lassen. Man hätte ihn gewarnt, er solle sich fern halten, und er läge jetzt nicht blutend am Boden, mit dem Gesicht auf dem schmutzigen Gitter eines Abflussschachts.

Lichtblitze zuckten, blau, rot und weiß. Grelles Sirenengeheul übertönte das Geschrei der Menschen. Polizei. Durch den klebrigen Nebel, in den ihn der Schmerz hüllte, spürte Phillip seinen Fluchtinstinkt erwachen. Im Geist sprang er auf, der behände und verschlagene Straßenjunge, und verschmolz mit den Schatten der Nacht. Doch bereits der Gedanke an diese Anstrengung trieb ihm kalten Schweiß ins Gesicht.

Phillip spürte eine Hand an seiner Schulter, und tastende Finger bewegten sich, bis sie den schwachen Puls an seiner Halsschlagader fanden.

Der hier atmet noch. Holen Sie die Sanitäter.

Jemand drehte ihn auf den Rücken. Phillip spürte ei-

nen unsäglichen Schmerz. Er wollte schreien, aber der Schrei in seinem Kopf löste sich nicht, wurde nicht zum Geräusch. Verschwommen sah er Gesichter über sich. Der harte Blick eines Polizisten streifte ihn, und er sah die grimmig entschlossene Miene des Unfallretters. Phillips Augen brannten von dem roten, blauen und weißen Licht. Jemand weinte. Das Schluchzen klang hoch und klagend.

Halt durch, Kleiner.

Warum? wollte er fragen. Warum durchhalten? Es tat weh, am Leben zu sein. Er würde dem Elend nie entkommen, auch wenn er sich selbst das Versprechen gegeben hatte, es eines Tages zu schaffen. Was von ihm noch übrig war, floss als rote Lache in den Rinnstein. Und alles, was er vorher sein Leben genannt hatte, war hässlich und abstoßend gewesen. Geblieben war ihm nur der Schmerz.

Wozu also der verdammte Unsinn?

Für eine Weile schwanden Phillip die Sinne, und er sank unter die Schmerzgrenze, hinab in eine dunkle, schmutzig rote Welt. Von ferne drang Sirenengeheul zu ihm, er spürte Druck auf seiner Brust und die ruckartige Bewegung, als der Rettungswagen losraste.

Dann wurde es wieder hell. Grelles weißes Licht drang durch seine geschlossenen Lider. Und er schwebte, während um ihn herum von allen Seiten Rufe ertönten.

Schussverletzungen, Brust. Blutdruck achtzig zu fünfzig, fallend. Puls flach und schnell. Setzt aus. Kommt wieder. Pupillen gut. Blutgruppe bestimmen. Wir brauchen Aufnahmen. Auf drei. Schnell.

Phillip schien unwillkürlich in die Höhe zu schnellen, dann sackte er wieder zusammen. Alles war ihm gleichgültig geworden. Selbst das schmuddelige rote Licht hatte sich in Grau verwandelt. Ein Schlauch wur-

de in seinen Schlund geschoben, aber Phillip versuchte nicht einmal mehr, sich durch Husten dagegen zu wehren. Er spürte den Fremdkörper kaum. Überhaupt spürte er kaum noch etwas, und dafür dankte er Gott.

Blutdruck sinkt. Wir verlieren ihn.

Verloren war ich schon immer, dachte Phillip.

Mit geringem Interesse beobachtete er das halbe Dutzend grün gekleideter Menschen in dem kleinen Raum. Sie standen um den hoch gewachsenen blonden Jungen versammelt, der auf einem Tisch lag. Überall war Blut. Sein Blut, erkannte Phillip. Er war es, der auf diesem Tisch lag, mit geöffneter Brust. Distanziert und gleichzeitig voller Sympathie blickte Phillip an sich herab. Keine Schmerzen mehr. Das ruhige Gefühl der Erleichterung ließ ihn beinahe lächeln.

Dann schwebte er höher hinauf, bis die Szene unter ihm mattweiß zu verschwimmen begann und die Geräusche nur noch Echos zu sein schienen.

Plötzlich durchfuhr ihn ein Schmerz. Die Gestalt auf dem Tisch bäumte sich auf, wie unter Schock. Phillip wollte sich entziehen, aber seine Gegenwehr war kurz und zwecklos. Er befand sich wieder in seinem Körper. Das Empfindungsvermögen kehrte zurück und damit die Verlorenheit.

Als Nächstes erinnerte sich Phillip, dass er, halbbetäubt dahindämmernd, seine Umgebung wie durch einen Schleier wahrnahm. Jemand schnarchte. Im Zimmer war es dunkel, und er lag auf einem schmalen, harten Bett. Durch eine mit Fingerabdrücken verschmierte Glasscheibe drang Licht herein. Geräte piepsen und gaben regelmäßige saugende Töne von sich. Um den Geräuschen zu entkommen, ließ sich Phillip erneut in die Tiefe sinken.

Zwei Tage dauerte der Schwebезustand. Er hatte sehr viel Glück gehabt. So sagte man ihm jedenfalls. An seinem Bett standen eine hübsche Krankenschwester

mit müden Augen und ein Arzt, schmallippig und mit ergrautem Haar. Phillip glaubte ihnen kein Wort. Nicht, solange er sich sogar zu schwach fühlte, den Kopf zu heben, und ihn alle zwei Stunden mit der Verlässlichkeit eines Uhrwerks erneut dieser brüllende Schmerz überfiel.

Als die beiden Bullen hereinkamen, lag er wach, und seine Schmerzen waren durch Morphinum gemildert. Dass es Polizisten waren, erkannte Phillip auf den ersten Blick. Trotz der Betäubungsmittel funktionierten seine Instinkte gut genug, dass er den Gang, das Schuhwerk und den Ausdruck ihrer Augen einordnen konnte. Den Blick auf die Erkennungsmarken, die sie ihm hinhielten, sparte er sich.

»Krieg ich 'ne Zigarette?« Diese Frage stellte Phillip jedem, der ins Zimmer kam. Der Nikotinmangel machte sich als ständig bohrende Gier bemerkbar, dabei wusste Phillip nicht einmal, ob er überhaupt fähig war, auch nur einen Zug zu machen.

Der erste Beamte setzte ein onkelhaftes Lächeln auf und trat neben das Bett. »Du bist zu jung zum Rauchen.«

Aha, der gute Bulle, dachte Phillip müde. »Ich werde mit jeder Minute älter.«

»Du kannst froh sein, dass du noch lebst.« Das Gesicht des zweiten Polizisten blieb hart, als er sein Notizbuch aus der Tasche zog.

Er war der böse Bulle, beschloss Phillip. Die Beobachtung amüsierte ihn beinahe.

»Das kriege ich die ganze Zeit zu hören. Was, zum Henker, ist denn passiert?«

»Das wollen wir von dir erfahren.« Der böse Bulle hielt den Stift über die aufgeschlagene Seite seines Notizbuches.

»Man hat mich mit 'ner Knarre niedergeschossen, verdammt.«

»Was hattest du in dieser Straße zu suchen?«

»Ich war auf dem Weg nach Hause.« Phillip hatte bereits entschieden, wie er seine Rolle spielen wollte, und schloss die Augen. »Genau kann ich mich nicht erinnern. Ich kam ... aus dem Kino?« Er hob die Stimme, als stellte er sich die Frage selbst, und öffnete die Augen wieder. Der böse Bulle nahm ihm das offenbar nicht ab, aber was sollten die beiden machen?

»Welchen Film hast du gesehen? Wer war bei dir?«

»Hören Sie zu, ich weiß es nicht. Alles ist durcheinander. Ich ging über die Straße, und im nächsten Moment lag ich da, mit dem Gesicht am Boden.«

»Sag uns einfach, woran du dich erinnerst.« Der gute Polizist legte eine Hand auf Phillips Schulter. »Lass dir Zeit.«

»Es ging alles so schnell. Ich hörte Schüsse ... wenigstens glaube ich, dass es Schüsse waren. Jemand schrie, und mir war, als würde mein Brustkorb explodieren.« Das kam der Wahrheit ziemlich nahe.

»Hast du den Wagen gesehen? Konntest du erkennen, wer geschossen hat?«

Beide Fragen bohrten sich in sein Gehirn, so als träfe Säure auf Stahl. »Ich glaub', ein Auto hab' ich gesehen ... dunkle Farbe. Ganz kurz.«

»Du gehörst zu den Flames?«

Phillips Blick wanderte zu dem bösen Bullen. »Ich hänge manchmal mit ihnen rum, ja.«

»Drei der Leichen, die von der Straße gekratzt wurden, waren Leute von den Tribes. Sie hatten weniger Glück als du. Zwischen den Flames und den Tribes gibt es eine Menge böses Blut.«

»Kann sein.«

»Du hast zwei Kugeln abgeknippt, Phil.« Der gute Bulle legte sein Gesicht in Betroffenheitsfalten. »Ein paar Zentimeter weiter, und du wärest auf der Stelle tot gewesen. Du siehst aus, als hättest du Verstand. Ein ge-

witzter Bursche wie du wird doch nicht glauben, er müsste Arschlöchern die Treue halten.«

»Ich habe nichts gesehen.« Es war keine Frage der Treue. Hier ging es ums nackte Überleben. Wenn er sich weich kochen ließ, war er tot.

»Du hattest über zweihundert Dollar in der Tasche.«

Phillip zuckte mit den Achseln. Er bereute die Bewegung prompt, denn seine Schmerzgeister regten sich wieder. »Na und? Damit könnte ich immerhin die Rechnung in diesem Luxushotel bezahlen.«

»Werd' bloß nicht frech, kleine Ratte.« Der böse Polizist beugte sich über das Bett. »Typen von deiner Sorte kriege ich jeden Tag zu sehen. Ihr seid keine vierundzwanzig Stunden draußen, und schon liegt ihr in der Gosse und verblutet.«

Phillip zeigte keine Regung. »Ist es ein Verstoß gegen die Bewährungsauflagen, niedergeschossen zu werden?«

»Woher hast du das Geld?«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

»Du warst im Drogenbezirk, um dir Stoff zu besorgen.«

»Haben Sie Drogen bei mir gefunden?«

»Vielleicht. Du würdest dich ja doch nicht daran erinnern, oder?«

Gut gekontert, dachte Phillip. »Zum Henker, im Augenblick könnte ich was von dem Zeug gebrauchen.«

»Jetzt entspann dich erst mal.« Der gute Bulle verlagerte das Gewicht auf den anderen Fuß. »Hör zu, mein Junge. Wenn du mit uns zusammenarbeitest, schließen wir einen ehrlichen Handel mit dir. Du warst oft genug Kunde bei den Behörden und weißt Bescheid, wie das System funktioniert.«

»Wenn das System wirklich funktionieren würde, wäre ich jetzt nicht hier, klar? Ich habe alles durchgemacht. Mir könnt ihr nichts mehr bieten. Lieber Gott,

wenn ich gewusst hätte, dass da etwas lief, wär ich doch nie an der Ecke aufgekreuzt.«

Ein plötzlicher Aufruhr im Vorraum lenkte die Aufmerksamkeit der Polizisten ab. Phillip schloss lediglich die Augen. Er erkannte die bittere, zornig erhobene Stimme sofort.

Stinkbesoffen, war sein einziger Gedanke. Als die Frau ins Zimmer torkelte, machte Phillip die Augen wieder auf und stellte fest, dass er den Nagel auf den Kopf getroffen hatte.

Sie hatte sich für den Besuch fein gemacht. Ihr gelbblondes Haar war toupiert und mit Haarspray gefestigt, außerdem hatte sie reichlich Make-up aufgelegt. Unter der dicken Farbschicht mochte sie eine hübsche Frau sein, aber die Schminke ließ ihre Züge hart und maskenhaft erscheinen. Ihre Figur war noch immer gut. Brauchte sie fürs Geschäft, diesen Körper. Und für Stripperinnen, die sich auf dem Strich etwas dazuverdienen wollten, war eine gute Verpackung wichtig. In ein knappes Oberteil und enge Jeans gezwängt, kam sie mit zehn Zentimeter hohen Absätzen ans Bett gestöckelt.

»Was glaubst du, wer das hier bezahlen soll, zum Teufel? Mit dir habe ich nichts als Ärger.«

»Hallo, Mam. Freut mich auch, dich zu sehen.«

»Werd' bloß nicht frech. Wegen dir hatte ich die Bullen vor der Tür. Mir steht's bis hier.« Seine Mutter warf einen kurzen Blick auf die beiden Männer, die rechts und links neben dem Bett standen. Wie ihr Sohn Phil, erkannte auch sie Polizisten sofort. »Er ist fast vierzehn. Ich bin fertig mit ihm. Dieses Mal wird er nicht zurückkommen. Ich habe keine Lust mehr. Dauernd die Polizei auf der Matte und das Jugendamt im Nacken.«

Phils Mutter schüttelte die Krankenschwester ab, die hinter ihr ins Zimmer geeilt war und sie beim Arm fasste. Dann beugte sie sich über das Bett. »Warum bist du nicht einfach abgekratzt?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Phillip ruhig. »Versucht hab' ich's.«

»Du hast noch nie zu was getaugt.« Phils Mutter zischte den guten Bullen an, der sie vom Bett zurückzog. »Verdammt, das ist die Wahrheit. Untersteh dich, bei mir aufzukreuzen, wenn sie dich hier rauslassen und du eine Bleibe suchst«, schrie sie, während man sie aus dem Zimmer zerrte. »Mit dir bin ich fertig.«

Phillip lag da und hörte, wie seine Mutter fluchte, schrie und Dokumente verlangte, die sie unterzeichnen konnte, um ihn aus ihrem Leben zu verbannen. Dann blickte er zu dem guten Bullen auf. »Und Sie meinen, Sie können mir Angst machen? So geht das, seit ich denken kann. Schlimmer kann's für mich nicht mehr werden.«

Zwei Tage später betraten zwei Fremde das Krankenzimmer. Der Mann war ein Hüne mit leuchtend blauen Augen und einem breiten Gesicht. Die Frau hatte wirres rotes Haar, das aus ihrem unordentlichen Nackenknoten quoll, und ihr Gesicht war voller Sommersprossen. Sie nahm die am Fußende hängende Krankenkarte, überflog die Daten und tippte mit der Karte gegen ihre Handfläche.

»Hallo, Phillip. Ich bin Dr. Stella Quinn. Das hier ist mein Mann Ray.«

»Ja, und?«

Ray zog einen Stuhl an die Bettkante und nahm behaglich seufzend Platz. Den Kopf zur Seite geneigt, warf er Phillip einen kurzen prüfenden Blick zu. »Du hast dich ganz schön reingeritten, was? Willst du raus aus dem Schlamassel?«

KAPITEL 1

Phillip löste den Windsorknoten seiner Fendi-Krawatte. Es war jedes Mal eine lange Fahrt von Baltimore an die Küste von Maryland, und er hatte sein CD-Gerät entsprechend programmiert, zuerst ein paar sanfte Klänge mit Stücken von Tom Petty und den Heartbreakers.

Der dichte Verkehr am Donnerstagabend war so zähflüssig wie im Radio gemeldet. Der Nieselregen tat sein Übriges, ebenso die Schaulustigen, die mit gereckten Hälsen aus den Seitenfenstern spähten, um sich den Unfall auf dem Baltimore Beltway, in den drei Fahrzeuge verwickelt waren, nicht entgehen zu lassen.

Endlich befand sich Phillip auf der Route 50 nach Süden, doch selbst die wilden Beats der guten alten Stones konnten seine Stimmung nicht heben.

Phillip hatte Arbeit mitgenommen und musste über das Wochenende irgendwie Zeit für seinen Kunden Myerstone Tire herauschinden. Die Reifenfirma verlangte ein völlig neues Werbekonzept von ihm. Angenehme Fahrt auf sicheren Reifen, dachte Phillip und trommelte auf dem Lenkrad den Rhythmus von Keith Richards fetzigem Gitarrensolo mit.

War natürlich Blödsinn, dieser Spruch. Niemand würde behaupten, bei Nieselregen und im dichten Feierabendverkehr eine angenehme Fahrt zu haben, ganz gleich, auf welchen Reifen er über die Straße rollte.

Aber Phillip musste ein Slogan einfallen, der den Verbrauchern das Gefühl gab, Myerstone-Reifen machten glücklich, sicher und sexy. Werbetexte erfinden war sein Beruf, und er gehörte zur Spitze.

Wenigstens reichte es, um bei Innovations, einer noblen und erfolgreichen Werbefirma, vier wichtige Kun-

den zu betreuen, sechs kleinere Projekte zu überwachen und sich scheinbar mühelos um alles gleichzeitig zu kümmern. Die Firma erwartete von ihren Angestellten Kompetenz, Leistung und Kreativität.

Er wurde dafür bezahlt, dass er die Dinge im Griff behielt.

Wenn er allein war, geriet er manchmal ins Schwitzen.

Seit Monaten lud Phillip sich mehr auf, als er tragen konnte. Ein harter Schicksalsschlag hatte genügt, um ihn aus seiner selbstzufriedenen Existenz zu reißen, in der sich alles um das Wohlergehen von Phillip Quinn gedreht hatte. Jetzt fragte er sich des Öfteren, was aus seinem unbeschwerten Yuppieleben in der City geworden war.

Der Tod seines Vaters vor sechs Monaten hatte Phillips Leben völlig auf den Kopf gestellt. Ein Leben, das Ray und Stella Quinn vor siebzehn Jahren in Ordnung gebracht hatten. Die beiden waren in das trostlose Krankenzimmer gekommen und hatten ihm eine Chance geboten und eine Wahl. Phillip hatte gewählt, denn er war klug genug gewesen zu begreifen, dass es für ihn eigentlich keine Wahl gab.

Wieder auf der Straße zu leben lockte ihn nicht mehr, seit die Kugeln seinen Brustkorb durchsiebt hatten. Zu seiner Mutter konnte er auch nicht gehen. Selbst wenn sie ihre Meinung änderte und ihm gnädig erlaubte, in die enge, schäbige Wohnung zurückzukehren – die Behörden würden ihn unter strenger Kontrolle halten, und kaum wäre er wieder auf den Beinen, hätten sie ihn bereits erneut eingebuchtet.

Phillip hatte weder vor, im Jugendknast zu landen, noch zu seiner Mutter zurückzukehren oder wieder auf der Straße zu leben. So viel stand fest. Was er brauchte, war etwas Zeit, um einen Plan auszuarbeiten.

Im Augenblick verhalfen ihm ausgezeichnete Medi-

kamente zu dieser Ruhepause, und er hatte diese Medikamente weder kaufen noch stehlen müssen. Allerdings war abzusehen, dass ihm diese Annehmlichkeit nur für begrenzte Zeit gewährt würde.

Unter der Wirkung des Beruhigungsmittels, das wohligh durch seinen Körper floss, taxierte Phillip die Quinns verschlagen von oben bis unten und tat sie als zwei schwachsinnige Weltverbesserer ab. Das kam ihm gerade recht. Wenn es die beiden glücklich machte, sich als Samariter zu betätigen und ihn aufzunehmen, bis er wiederhergestellt war, schön für sie – und für ihn.

Die Quinns erzählten ihm, sie besäßen ein Haus am Ostufer der Chesapeake Bay. Für ein Kind aus der City von Baltimore lag dieser Ort am Ende der Welt. Aber ein Tapetenwechsel könnte nicht schaden. Das Ehepaar hatte zwei Söhne in Phillips Alter. Zwei Schwächlinge, dachte er, die von diesen Weltverbesserern in die Welt gesetzt worden waren und mit denen er leicht fertig werden würde.

Bei ihnen gebe es feste Regeln, sagten die Quinns. Und eine gute Ausbildung sei wichtig. Das störte Phillip nicht. Er würde die Schule mit links schaffen, falls er sich entschloss hinzugehen.

Keine Drogen. Stellas kühler Ton bewirkte, dass Phillip sein Gegenüber erneut taxierte. Dann setzte er sein unschuldigstes Lächeln auf und antwortete höflich: *Nein, Madam.* Eine Bezugsquelle, wenn er Stoff brauchte, würde sich finden, selbst in einem verschlafenen Drecknest an der Bucht.

Dann beugte sich Stella über das Bett, einen unbestechlichen Ausdruck in den Augen und ein dünnes Lächeln auf den Lippen.

Du hast das Gesicht eines Engels, ein Gesicht wie auf einem Renaissance-Gemälde. Trotzdem bist du ein Dieb, ein Schläger und ein Lügner. Wir werden dir helfen, wenn du es willst. Aber behandle uns nicht, als wären wir Trottel.

Ray stimmte sein brüllendes Gelächter an, drückte Stellas Schulter und auch die von Phillip. Zu sehen, wie Stella und Phillip mit ihren Dickschädeln aneinander prallten, würde ein reines Vergnügen sein. Das hatte Ray gesagt, erinnerte sich Phillip später.

In den folgenden zwei Wochen kamen die Quinns mehrmals wieder. Phillip unterhielt sich mit ihnen und mit der Sozialarbeiterin, die wesentlich leichter einzuwickeln war als Quinn und seine Frau.

Zum Schluss holten sie Phillip aus dem Krankenhaus ab und nahmen ihn zu sich, in ihr hübsches kleines Haus am Wasser. Phillip lernte die beiden anderen Söhne kennen und versuchte, die Lage einzuschätzen. Als er erfuhr, dass Cameron und Ethan aus den gleichen Verhältnissen stammten wie er selbst, war er sicher: Die Quinns mussten völlig verrückt sein.

Phillip nahm an, dass er nur den richtigen Augenblick abwarten musste. Für eine Ärztin und einen Collegeprofessor besaßen die beiden nur wenige Wertgegenstände, die zu stehlen sich lohnte und die sich an einen Hehler weiterverkaufen ließen. Trotzdem kundschaffte er aus, was zu holen war.

Aber statt die Quinns auszurauben, gewann er sie lieb. Er nahm ihren Namen an und verbrachte die nächsten zehn Jahre seines Lebens in dem Haus an der Chesapeake Bay.

Als Stella starb, ging mit ihr ein wichtiger Teil von Phillips Welt für immer dahin. Sie war für ihn zur Mutter geworden, eine Mutter, die er sich nie hätte träumen lassen: verlässlich, stark, liebevoll und unbestechlich. Phillip trauerte um sie. Der Tod seiner Adoptivmutter war der erste wirkliche Verlust in seinem Leben. Um die Trauer wenigstens teilweise zu vergessen, stürzte er sich in Arbeit. Das College durchlief er im Eiltempo, machte einen glänzenden Abschluss – und begann seine Karriere bei Innovations.

Er wollte schnell nach oben, hatte Phillip sich damals vorgenommen.

Den Ortswechsel nach Baltimore, als er die Stelle bei Innovations antrat, empfand Phillip als einen kleinen persönlichen Triumph. Er kehrte in die Stadt seines Elends zurück, aber als gemachter Mann. Niemand, der Phillip in seinem Maßanzug sah, würde auf die Idee kommen, einen ehemaligen Bandenkriminellen, Drogenhändler und Strichjungen vor sich zu haben.

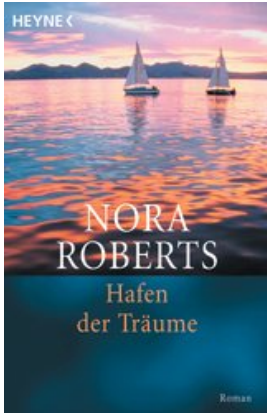
Alles, was Phillip in den vergangenen siebzehn Jahren an Gutem widerfahren war, konnte er auf den Augenblick zurückführen, als Stella und Ray Quinn sein Krankenhauszimmer betreten hatten.

Dann war Ray plötzlich gestorben, und sein Tod hinterließ dunkle Schatten, die noch erhellt und geklärt werden mussten. Der Mann, dem Phillips ganze Liebe gegolten hatte als wäre er sein leiblicher Vater, starb an den Folgen eines Autounfalls. Auf gerader Strecke und am helllichten Tag war sein Wagen mit hoher Geschwindigkeit gegen einen Telefonmast geprallt.

Wieder ein Krankenzimmer. Dieses Mal lag der Große Quinn zerschmettert im Bett, über Schläuche mit einer Maschine verbunden, die geräuschvoll für ihn atmete. Zusammen mit seinen Brüdern hatte Phillip ihm ein Versprechen gegeben. Sie würden sich um den letzten Herumtreiber kümmern, noch einen Verlorenen, den Ray Quinn in die Familie aufgenommen hatte, und dafür sorgen, dass der Junge bleiben konnte.

Doch um diesen Jungen gab es Geheimnisse, und seine Augen glichen den Augen von Ray.

In der Hafengegend von St. Christopher, einem kleinen, am östlichen Ufer der Chesapeake Bay gelegenen Ort in Maryland, tuschelte man hinter vorgehaltener Hand von Ehebruch, Selbstmord und Skandal. Phillip hatte den Eindruck, dass er und seine Brüder der Wahrheit keinen Schritt näher gekommen waren, seit die Ge-



Nora Roberts

Hafen der Träume

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-09184-2

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2012

Der kleine misshandelte Seth erinnert Phillip Quinn an den traurigen Jungen, der er selbst einst war. Er will den letzten Wunsch seines Adoptivvaters erfüllen und das Kind bei sich aufnehmen. Doch dann taucht die schöne, kühle Sybill auf, die mit dem Jungen auf geheimnisvolle Weise verbunden ist ...